

Predigt über Matthäus 8,5-13

Von Eduard Thurneysen

»Da aber Jesus einging zu Kapernaum trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, gelähmt und geschlagen von großer Qual.«

Liebe Gemeinde! Ich drücke mich vielleicht unbeholfen aus; aber ich kann es nicht besser sagen. Wenn ich diese Geschichte höre, dann ist mir, als höre ich das Splittern einer großen Scheibe, die einer einschlägt, weil er nach etwas greifen möchte, das ungreifbar und doch für ihn bestimmt hinter der Scheibe bereit liegt. Denn das geschieht da, da steht ja einer auf und greift nach der Hilfe Jesu, so als ob man das einfach so könnte, so als ob er das dürfte, so als ob diese Hilfe für ihn bestimmt wäre. Und doch ist er ja kein Jude, er gehört nicht zum erwählten Volk, er steht außerhalb der Verheißungen, er steht überdies in einem Berufe drin, der dem Volke der Juden aufs tiefste verhaßt sein muß. Und nun bricht er durch das alles hindurch, und wie mit einem einzigen gewaltigen Sprunge steht er bei Jesus, bei der Gotteshilfe, die in Jesus erschienen ist. Dieser Griff des Weltkindes nach der Gotteshilfe in Jesus, dieses Hineintreten dieses heidnischen Mannes zu Jesus: – Da bin ich, ich bin arm, du bist reich, hilf mir! und es wird ihm geholfen – seht, das ist die Mitte dieser wunderbaren Geschichte. Nicht der Knecht, der zu Hause krank liegt und dann gesund wird, sondern der Glaube dieses Weltkindes, das ist das Unvergeßliche an dieser Geschichte. Wir nennen sie darum ja auch nicht die Geschichte vom Knecht, sondern vom Hauptmann zu Kapernaum. Das Wunder in dieser Geschichte ist nicht so sehr die Heilung dieses Gelähmten, sondern das Wunder ist die Heilung dieses Mannes, der blind dahin ging wie irgend einer, und der nun mit einem Mal sehend wird durch Jesus.

Es heißt da ausdrücklich, das sei für Jesus selbst eine Überraschung ohnegleichen gewesen. Da Jesus diese Worte hörte, heißt es, sprach er zu denen, die ihm nachfolgten: »Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.« Es liegt in dieser Begebenheit ein gewaltiger Trost für alles, was Weltkind heißt und Weltkind ist, und vielleicht, nein wahrscheinlich gehören wir ja zunächst auch zu diesen Weltkindern. Es zeigt sich vielleicht daran, daß wir, wenn wir diese Geschichte hören, im Stillen bei uns denken und seufzen möchten: Das ist nichts für mich, da gehöre ich nicht hin; ich bin eben ein Weltkind und gehöre nicht zu diesen Glaubenshelden, von denen die Bibel erzählt und die frommen Leute. Ich habe es wohl auch schon versucht, zum Glauben zu kommen; aber es ist mir nicht gelungen. Seht, so seufzen, so denken, das darf man da eben nicht mehr, das wird uns da abgeschnitten. Nicht seufzen, nein, sondern selber fragen müßten wir also: Das ist da geschehen, das ist möglich, das gibt es? Da ist einer, ein Weltkind, er hat gar nichts zu tun mit allem, was Glauben heißt, er lebt nicht in den frommen Kreisen, er ist in keinem Pfarrhaus aufgewachsen, er treibt sich in den Häusern und Straßen der Welt herum, und wenn die Stunde kommt, dann glaubt er, dann versteht er Jesus tiefer und besser als alle Gläubigen, die um ihn herum stehen. Es liegt aber zugleich auch eine Warnung darin, eine Warnung, nun eben nach der andern Seite, nach der Seite der Frommen: »Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.« Wer ist Israel? Und weiter: »Es werden viele kommen von Osten und Westen und zu Tische sitzen mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich, die Kinder aber des Reiches werden hinausgestoßen.« Wer sind die Kinder des Reiches? Das sind eben die Frommen, die kirchlichen Kreise der damaligen Zeit. Vielleicht sind wir das, vielleicht gehören wir wirklich zu diesen ernstgesinnten kirchlichen Leuten. Wir werden da gewarnt, uns gegenüber wird da ein Finger aufgehoben. Diese Warnung heißt: Ja, Glaube! Glaube, das ist offenbar nicht ein Monopol der Kirchenleute. Glaube, das ist offenbar gar nicht etwas wie ein Besitz, den man, einmal erworben, behält und hat. Glaube, das ist Erwählung, das ist Geschenk. Und gerade, wenn wir zu den frommen, zu den ersten Kreisen unseres Volkes gehören, müßten wir das ganz Tiefe wissen, müßten wir

wissen: Wenn ich zum Glauben kommen soll, im Glauben stehen soll, dann kann ich immer wieder nur mitbringen ein Hungern und Dürsten nach dem Glauben, ein ganz tiefes Bewußtsein darum, auch mir, gerade mir muß der Glaube immer neu geschenkt werden. Ja, ich möchte sagen, das heißt fromm sein, darum geht man zur Kirche, weil man das weiß, besser als die Welt, daß man den Glauben nicht hat; aber daß der Glaube geschenkt, geschenkt werden kann und werden will. Und endlich, es liegt in dieser Geschichte eine ganz große Verheißung, und zwar eine Verheißung für die Welt, für diese Welt, in der drin wir zu leben haben. Dieser Mann, dieser heidnische Offizier ist ein Mann voll Verheißung, voll Verheißung dafür, daß etwas geschehen kann und will und wird, mitten in der Welt. Das ist ja nur ein Anfang, sagt Jesus, daß da einer kommt und mich versteht, einer von dem man es nie gedacht hätte. »Viele werden kommen von Osten und von Westen«, gerade von dort her, wo man es nicht denken würde, aus Quartieren und Häusern, wo vielleicht heute noch kein Mensch zur Kirche geht, aus Straßen und Städten, wo man bis jetzt immer nur gedacht hat, da wohnt die Gottlosigkeit, da wird nicht gebetet, sondern geflucht. Viele, viele werden kommen von dort! Das ist die Verheißung, und wir müssen also, nein wir dürfen Geduld haben mit der Welt, die nicht glaubt. Das heißt nicht, daß wir nicht zum Worte Gottes gehen sollen. Doch, wir sollen gehen; aber gerade darum gehen, um vom Worte Gottes her diese Geduld zu bekommen für die Welt, die noch nicht glaubt. Das ist das wichtige, daß ein Volk gesammelt wird, das für die Welt da draußen eine Hoffnung hat und einen Glauben. Man jammert gerade heute ganz von neuem über die Gottlosen und ihre Bewegung, und man sagt sich auf der andern Seite ganz von neuem: Nur durch Glauben, nur durch das Erwachen einer Glaubensbewegung kann der Welt geholfen werden. Gut, wir haben recht damit; aber wir sollten viel entschiedener, viel gläubiger, als wir es tun, auch immer wieder sagen: Es wird der Welt geholfen, der Glaube erwacht; aber er will geschenkt werden. Es kann plötzlich Glaube da sein, aufbrechend mitten in der Gottlosigkeit, ein Verstehen für Jesus, wo wir es nie vermutet hätten. Diese Geschichte beschämt uns und gibt uns einen Ansporn, für die Welt, gläubig zu sein.

Aber was heißt das nun: Glauben? Was ist da geschehen, als dieser Mann unter dem Tor der Stadt auf Jesus wartete und zu ihm trat und sagte: Herr, mein Knecht liegt krank, gelähmt, hilf mir? Dieser Mann – das sagt uns diese Geschichte, und das ist der Glaube, um den es da geht: dieser Mann hat Jesus verstanden. Wir wollen daran denken, daß unmittelbar vor dieser Geschichte jene andere Geschichte steht, jene Geschichte von dem Aussätzigen, der im Straßengraben liegt, und der, wie Jesus vorübergeht, aus dem Straßengraben aufsteht und zu Jesus hinüber seinen Schritt tut. Jener Geschichte von dem Schritt aus dem Straßengraben zu Jesus hin, stehen wir so ein wenig gegenüber eben wie einer, der vor einer Scheibe steht, hinter der etwas liegt, nach dem er nicht greifen kann. Wir sind draußen, aber nicht drinnen. Wir sehen da hinter der Scheibe diesen Schritt vor sich gehen; aber wir wissen nicht recht, wie das möglich wird, und wie wir zu diesem Schritt kommen können.

Jesus! Wir reden von ihm, haben Gedanken von ihm; aber dieser Schritt zu ihm hin, wie fern ist er uns immer wieder. Aber nun kommt diese zweite Geschichte und führt uns ganz nahe an die Scheibe heran, so daß es nur noch einen Griff braucht, um hindurch zu greifen. Nun sagt uns diese Geschichte von dem römischen Offizier, was dieser Schritt zu Jesus in sich schließt, was da vor sich geht, wo einer glaubt. Wir wollen ganz genau auf den Wortlaut der Geschichte achten, um das zu verstehen.

Zunächst fällt uns auf eine große Zurückhaltung, die dieser Mann Jesus gegenüber an den Tag legt: »Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst. Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.« Glaube, das ist also offenbar nicht dieses allzu Vertrauliche, das »auf du und du« kommen wollen mit dem Heiland, offenbar nicht, wie es in den frommen Büchern oft geschrieben steht, dieses »tête à tête« mit dem Heiland; im Gegenteil, es ist ein Zurücktreten vor dem, der da vor uns tritt. Aber nun fährt er weiter: »Ich bin ein Mann, der Obrigkeit

untertan, und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich sage zu einem: Gehe hin! so geht er; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das! so tut er's.« Was geschieht da? Da braucht dieser Mann einen Vergleich. Er vergleicht Jesus ganz einfach mit einem Beamten, hinter dem ein Oberherr steht. Und weil dieser Oberherr groß und königlich hinter ihm steht, darum kann er, der von ihm Gesandte, befehlen, und es geschieht. Der König, der hinter ihm steht, der hat Befehlsgewalt. Und weil der König Befehlsgewalt hat, so hat sie auch der Offizier. Der König gibt dem Offizier seine Befehlsgewalt, so daß, wenn der Offizier spricht, es ist, als ob der König auf den Plan tritt und selber befiehlt, und er tut's auch in seinem Offizier, und darum hat das Wort des Offiziers Befehlsgewalt. Das spürt der Hauptmann: Hinter diesem Jesus steht die Befehlsgewalt Gottes, des Allergrößten, hinter ihm steht die Macht und das Regiment des Himmels. Ja, er ist die Stelle in der Welt, der Ort, wo das Regiment Gottes wieder hervordringt, wo Gott wieder so auf den Plan tritt, daß er wieder Gott ist bei den Menschen, daß er die Zügel seiner Herrschaft wieder an sich nimmt. Und nun ist Himmel und Erde wieder in seinen Händen. Weil das so ist, kann man zu Jesus gehen und ihn bitten: Hilf mir! Das ist das ganz Selbstverständliche. Jesus so verstehen und zu ihm treten, das ist ein und dasselbe, das heißt und das ist Glaube. Calvin hat zu dieser Stelle bemerkt, daß man wahrscheinlich nicht sagen könne, der römische Offizier habe die volle Erkenntnis gehabt, daß Jesus Gottes Sohn sei. Theologisch betrachtet mag es bei diesem Römer nicht zum Besten bestellt gewesen sein; aber die Augen sind ihm aufgetan worden, und die Erkenntnis, um die es auch in aller Theologie geht, auf die alles ankommt, war da, und sie besteht darin, daß dieser Mann die Herrschaft Gottes ganz real nimmt, vor sich sieht und an sich geschehen läßt. Das Regiment Gottes ist in Christus wieder da, und er ahnt auch, was das heißt, daß in Christus Gottes Hände die Zügel wieder an sich nehmen. Er tritt ja vor Jesus zunächst zurück; er sagt: Ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach kommst. Er weiß, lebensgemäß weiß er von dem ungeheuren Unterschied. Er weiß, ich bin auf Erden, und auf Erden sein heißt einmal in der Not sein. »Mein Knecht liegt krank, gichtbrüchig.« Niemand kann ihm helfen. Er weiß aber auch, daß alle Not, auch diese Not, zusammenhängt mit der Sündennot, damit, daß ich, der Mensch als Mensch, von diesem Gott getrennt bin, so sehr, daß ich es nicht erwarten darf, daß sein Beamter und Gesandter zu mir tritt, unter mein Dach kommt. Ich bin es nicht wert. Und nun geschieht's, daß in dieser Welt des Leides, der Krankheit, des Todes und der Sünde Gott die Zügel der Herrschaft wieder an sich nimmt. Gott hat also offenbar einen unermeßlichen Schritt getan zum Menschen, hinein in Sünde, Leid und Tod. Das ist Jesus. Und so versteht's dieser Mann einfach, elementar, unmittelbar, und diese Erkenntnis nennt Jesus »Glaube«.

Und nun steht die große Frage vor uns auf, wissen wir auch etwas von dieser Erkenntnis? Verstehen wir Jesus so, sehen wir ihn so vor uns, wie dieser Mann ihn in diesem Augenblick vor sich gesehen hat? Wir werden antworten müssen: nein. Wenn wir aufrichtig sind, immer wieder: nein. Jesus ist uns vielleicht die große Verheißung, vielleicht auch erst das große Rätsel, an dem wir scheu oder verlangend, es zu enträtseln, vorübergehen. Aber wenn diese Erkenntnis durchbräche, es sähe ganz anders aus unter uns. Und wenn wir nun zunächst so sagen müssen, nein, ich bin nicht dort, wo dieser Mann war, dann kommt die zweite Frage: Willst du dir denn nicht durch diese Geschichte sagen lassen, wer Jesus ist? Könnte das nicht die Stunde sein, um deretwillen wir jetzt hier beieinander um die Bibel sitzen, daß uns das gesagt würde, und wir ließen es uns sagen, einfach, unmittelbar, real: Das ist Jesus? Da ist die Welt mit ihrer Not und Sünde, mit ihrem Tod. Du kannst das nicht ernst genug nehmen. Täusche dich nicht darüber. Einen Ausweg gibt es nicht von dir her. Es war ja eine relativ kleine Not. Wieviel Gichtbrüchige mag es damals gegeben haben! Aber darin liegt die ganz große Not, daß wir in der Welt drin stehen, ausweglos. Und vielleicht läge alles daran, daß wir in den kleinen Nöten drin – und wäre es nur ein Kind, das wir erziehen sollten, und können es nicht recht, oder wäre es ein anderer Mensch, mit dem wir zusammenleben müssen, und wir können's nicht recht, oder wäre es ich selbst, ich, der ich mit mir selbst nicht fertig werde –, in

denen wir dasitzen und alles verderben, und den Weg nicht finden – und nun in dieser Not darf ich es mir sagen lassen: Es ist einer da, gekommen, gesendet – so wie ein König seinen Diener sendet – gesendet, gekommen, damit ich zu ihm gehe und es mir sagen lasse von ihm: Ich will kommen und dich gesund machen. Dazu bin ich da, ich bin der, mit dem Gottes Regiment und mit dem Gottes Hilfe in die Not, in die Sünde, in den Tod dieser Welt, in deine Not, in deine Sünde, in deinen Tod hereintritt. Das ist Jesus. Wer sich ihn so sagen läßt, sich's so sagen läßt, so daß mans nicht mehr los werden kann und nicht mehr loswerden will, der glaubt. Jesus Christus steht vor mir, steht meinem Leben gegenüber als der, der Gottes Regiment auch über mir aufrichtet. Das heißt Jesus verstehen, das heißt, das ist Glaube. Und von da zu ihm hinzugehen ist es ja wirklich nicht mehr ein Schritt; das ist selbst schon der Schritt, daß du das dir sagen läßt und es tust, daß du sprichst: ich nehme ernst, real dein Regiment, ich will's glauben, daß du da bist, der Helfer, der Erretter, der Heiland.

Laßt mich schließen mit einem Hinweis, den wieder Calvin gegeben hat an dieser Stelle. Er bricht aus in die Worte: O wunderbare Demut, daß dieser Offizier den Mann aus dem besiegten Sklavenvolke der Juden so groß vor sich hinstellen konnte. Calvin will damit sagen: Es hat etwas bedeutet und hat etwas gekostet, daß dieser römische Offizier von der stolzen Höhe seines Römertums heruntergestiegen ist und diesen Juden so sah und so zu ihm sprach. Das ist nicht selbstverständlich, da hat er eben durch eine Scheibe hindurchbrechen und etwas auf die Seite werfen müssen. Das war ein Wagnis, ein Sprung ins Dunkle, ein wahrer Verzweiflungsschritt. Es hat etwas gekostet, diese Demut. Und da liegt das große Hindernis, nicht daß Gott nicht bereit wäre, aber daß du und ich und wir alle nicht demütig genug sind und es nicht fertigbringen, so einfältig vor diesen Jesus uns stellen zu lassen. Dieser römische Offizier war gewiß ein angesehener, rechtschaffener, tüchtiger Mann. Gerade darum hatte er es schwerer. Der aus dem Straßengraben hatte es leichter. Dort war die Scheibe weniger dick als vor diesem tüchtigen rechtschaffenen Menschen. Ja alle rechtschaffenen Menschen haben es schwerer, sie müssen durch eine dickere Scheibe hindurchbrechen als die anderen. Das ist immer wieder so gewesen. Und doch, was für ein Trost: auch das geht, auch das gelingt! Da bricht einer durch, da wird einer demütig, und mutig, er tut den Schritt der Erkenntnis zu Christus hin. Wir wollen es uns sagen lassen, dieser Schritt kann getan werden und wird immer wieder getan, aber freilich nur da, wo er geschenkt wird. Von sich aus hat dieser stolze Römer den Schritt nicht getan. Auch die Not lehrt nicht beten. So einfach stehen die Dinge nicht, sondern beten lernen, das ist das Wunder, das allerdings in der Not drin geschehen kann und geschehen will. Darum gib es doch zu: ich kann nicht weiter. Dann kann es geschehen, daß Jesus Christus vor dich tritt. Das ist ein einfacher Schritt und doch der gewaltigste Schritt, der zwischen Himmel und Erde getan werden kann. Da kann es geschehen, daß schon Konfirmanden, ein Kind, ein Jüngling oder ein junges Mädchen, ein Mann oder eine Frau etwas von dem verstehen: Jesus, er hilft, ohne ihn geht's nicht. Er aber will auch mein Retter, mein Heiland sein. Und dann steht man auf und geht seines Weges in der Kraft dieses Glaubens.

Damit schließt die Geschichte: da wo geglaubt wird, da wird geholfen. Es liegt nicht an Gott, daß uns so wenig Hilfe zuteilwird, sondern es wird an uns liegen. Wo Glaube ist, da ist Jesus, und wo Jesus ist, da ist der, der spricht: »Ich will kommen und ihn gesund machen.« Freilich eines, muß noch gesagt werden: Wir dürfen diesen Jesus nicht einfach so ansehen, als ob er bereit wäre, uns zu helfen nach unseren Wünschen. Wenn Jesus hilft, und er hilft, dann hilft er für sich selbst, weil er das Regiment Gottes unter uns aufrichten möchte, und damit kann er auch so helfen, daß er scheinbar nicht hilft. Jesus ist nicht der Ort, wo alle unsere Wünsche und Bedürfnisse erfüllt werden, sondern wo es dir in der Not drin aufgehen darf, so daß du vielleicht in der Not drin stecken bleibst; aber es ist dir aufgegangen: Gott regiert, wir sind in seinen Händen. Dann ist da wieder ein Mensch, dem die Augen aufgegangen sind für das kommende Reich, für den kommenden Sieg: »Viele werden kommen!« Es liegt vor uns als Verheißung der Zukunft: Wir werden gehören zu denen, die Jesus Christus als die Seinen

kennt. Das setzt uns in Marsch und Bewegung und ruft uns zusammen zu dem Volke Jesu Christi, das mit dieser Hoffnung die Welt hell und warm macht. Gott, rufe du uns zu diesem deinem Volke, laß uns zum Glauben kommen, laß Jesus Christus zu uns reden. AMEN.

Gehalten am Sonntag, den 27. Januar 1935 im Basler Münster.

Quelle: Rudolf Landau (Hrsg.), *Calwer Predigtbibliothek*, Bd. 1, Stuttgart: Calwer Verlag, 1996, S. 98-105.